

Günter Blamberger
„Brühwürfel“
Rede zur Verleihung des Kleist-Preises an Katja Lange-Müller
Berliner Ensemble, 17.11.2013

Liebe Nike Wagner,
lieber Claus Peymann,
liebe Freunde und Mitglieder der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft,
liebe und heute zu ehrende Katja Lange-Müller,

in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelte die britische Firma LEMCO nach Rezepten des deutschen Chemikers Justus von Liebig ein industrielles Fertig-Gericht - mit damals noch unabsehbaren Folgen für die deutschsprachige Dichtung. LEMCO ist die Abkürzung von „Liebig’s Extract of Meat Company“. Der Brühwürfel aus gemahlenem, gepresstem und eingekochtem Fleischabfall von Rindern, als Fleischersatz für die Armen gedacht, war ein Erfolg auch bei der Oberschicht. LEMCO belieferte den Wiener Hof und als k.u.k. Hoflieferant vermutlich auch Wiener Cafés wie das Café Central. Dessen Stammgast Peter Altenberg machte aus dem Suppenwürfel Poetik. In seiner *Selbstbiographie* notierte er 1901: „sind meine kleinen Sachen Dichtungen?! Keineswegs. Es sind Extrakte! Extrakte des Lebens. Das Leben der Seele und des zufälligen Tages, in 2-3 Seiten eingedampft, vom Überflüssigen befreit wie das Rind im Liebig-Tiegel! Dem Leser bleibe es überlassen, diese Extrakte aus eigenen Kräften wieder aufzulösen, in genießbare Bouillon zu verwandeln, aufkochen zu lassen im eigenen Geiste, mit einem Wort, sie dünnflüssig und verdaulich zu machen.“¹ Dergestalt verklausuliert grantelt nur ein Wiener, der weiß, dass die kleinen Formen der Prosa wie Anekdote und Erzählung seit jeher unterschätzt werden, dass seine Kunst der Alltagsminiaturen als schnell verdauliche Tageskost gilt und nicht als hohe Dichtung wie die Lyrik oder das Drama. Katja Lange-Müller zitierte Altenbergs Minimalpoetik insgeheim und veränderte sie zugleich bewußt, als ihr 1992 ein Selbstkommentar abverlangt wurde: „Über mein Schreiben soll ich schreiben? Eine Poetik verfassen? [...] ich wollte immer Brühwürfel herstellen, möglichst kompakte Extrakte; das auflösen, heißes Wasser draufgießen, bis es richtig für ihn [den Leser] ist, möge jeder dann selbst“.² Von „kleinen Sachen“ und von „Dichtungen“ als ihrem Gegensatz wie bei Altenburg ist bei Katja Lange-Müller nicht mehr die Rede. Dem Leser wird die Freiheit unterschiedlicher,

¹ Peter Altenberg: *Selbstbiographie*. In: P.A.: *Ausgewählte Werke in zwei Bänden*. Bd. 1: *Aphorismen, Skizzen und Geschichten*. München 1979, S.81-85, hier S. 81.

² Katja Lange-Müller: *Ein Hang zum Brühwürfel*. In: *Tendenz Freisprache. Texte zu einer Poetik der achtziger Jahre*. Hg. von U. Janetzki und W. Rath. Frankfurt/M. 1992, S.99-103, hier S.99.

folglich auch ernsthafter Lektüren zugestanden und nicht von vornherein unterstellt, dass er das poetische Konzentrat total verwässern und damit leicht genießbar machen wolle. Katja Lange-Müller erweist Altenbergs Verteidigung der kleinen Erzählformen ihre Reverenz, indem sie seine Minimalpoetik ernst nimmt, sie nicht mehr larmoyant, sondern selbstbewußt und bescheiden zugleich vorträgt. Von Katja Lange-Müllers ‚Brühwürfel-Prinzip‘ spricht man seither ganz selbstverständlich und meint damit ein Verfahren abbreviatorischen Schreibens, die allmähliche Reduktion komplexer Lebenserfahrungen auf ein Extrakt, das die Gemengelage der Wirklichkeit in all ihren Widersprüchen und Kontingenzen, d.h. das „Leben der Seele und des zufälligen Tages“, wieder modellhaft abbildet.

Ein Beispiel für einen solchen Brühwürfel-Text, in dem kein Wort zuviel und jedes essentiell ist, ist die kleine Erzählung *Die Ente in der Flasche*. Die Ich-Erzählerin, über deren Identität wir nicht weiter grübeln müssen, besucht den Dramatiker Heiner Müller acht Tage vor seinem Tod im Dezember 1995 im Krankenhaus und erzählt ihm von ihren Besuchen am Krankenbett eines anderen sterbenden Freundes zwei Jahre zuvor und dieser Freund erzählte ihr eine Geschichte, die er selbst im Knast von einem taiwanesischen Dealer gehört hatte. Die Erzählstafette folgt also dem Prinzip der ‚Stillen Post‘ und doch geht es um die Wahrheit des Erzählten, denn das Erzählte ist eine ZEN-Geschichte mit einem Lehrer und einem Schüler. Der Lehrer überrascht den Schüler eines morgens mit dem Anblick einer Ente in einer engen 2-Liter-Flasche, die Ente lebt und schnattert noch, die Frage an den Schüler heißt: Wie ist sie in die Flasche gekommen? Der Schüler versucht dreimal darauf eine Antwort, jedes Mal vergeblich, und wird jedes Mal entsetzlich vom Meister verprügelt, bis er endlich in Zorn ausbricht und sagt: „Meister..., du bist nicht länger mehr mein Meister, denn du hast einen Sprung in der Reisschüssel. Ich lasse mich von dir nicht totschiagen. Es ist mir scheißegal, wie die blöde Ente in die Flasche gekommen ist; ich hau jetzt ab!“ Der Meister ist begeistert, endlich hat der Schüler die Lehre begriffen, dass nicht einmal die größte Erkenntnis und der beste Lehrer es wert sind, „dass man sich für sie oder von ihm demütigen, misshandeln oder gar umbringen lässt.“ Heiner Müller jedoch interessiert sich nicht besonders für die Lehre. Dass es keine absolute Wahrheit gibt, für die es sich lohnt, gedemütigt zu werden oder gar zu sterben, weiß er – so darf man ergänzen, erzählt wird das nicht – lange schon selbst, das muß man ihm nicht kurz vor seinem Tod noch eintrichtern. Und die Erzählerin weiß das auch, jedenfalls wenn sie Katja Lange-Müller heißt. Heiner Müller fragt deshalb unwirsch immer wieder nach dem Schicksal der Ente und gibt sich mit der halb germanistischen, halb philosophischen Erklärung nicht zufrieden, daß die Ente eben eine Ente ist, literarischer Betrug, Schein, ein Erzähltrick, eine Leerstelle (mit Doppel-e), damit der Hörer oder Leser dann die Lehre (mit eh) finde. Heiner Müller bleibt brummig: „Hm...gute Geschichte,

wirklich. – Trotzdem, wenn der Schüler beim letzten Mal, als er den Meister verlassen wollte, wenigstens die Flasche zerschlagen hätte, für die Ente, damit die weg gekonnt hätte von diesen beiden Idioten, dann wäre sie noch besser.“

Wirklich eine gute, eine meisterhafte Geschichte, die ganz schlicht und verständlich daherkommt und doch so komplex und ineinander verspiegelt ist. En passant gibt sie Anleitungen zum rechten Verständnis knapper Geschichten, zu einem Verstehen, das nichts verwässert oder leicht verdaulich macht. Vor allem erzählt sie vom notwendigen Herausspringen aus allen Rahmungen und damit vom Prinzip des Humors – der Schüler sprengt den Rahmen der Geschichte des Lehrers und Heiner Müller sprengt den Rahmen der Geschichte von Katja Lange-Müller, als ob er zwischen Erzählkunst und Leben nicht mehr trennen könnte und wollte. Er hebt auch da die Grenze auf. Wenn schon gegen den Tod erzählt wird, dann soll auch das fiktive Vieh gefälligst überleben. Der sterbende Dichter, seit jeher ein großer Meister der Verzweiflung, besteht darauf, dass man als Autor noch eine andere Verantwortung als die der Kunst gegenüber habe. Aber das wiederum hätte er Katja Lange-Müller gar nicht sagen müssen. Zwischen Verzweiflung und Verantwortung bewegt sich ihre Prosa und deshalb hat sie Humor, was aus dem Lateinischen übersetzt Flüssigkeit meint, die Gemengelage der Körpersäfte, die den Umschlag der Stimmungen von Trauer in Hoffnung bedingt. Der Humor hat eine stofflich-physiologische Qualität und zugleich eine ethische und ästhetische. Die „humane Qualität des Humors“ liege darin – so einmal Heinrich Böll - „das von der Gesellschaft für Abfall Erklärte, für abfällig Gehaltene in seiner Erhabenheit zu bestimmen [...]. Was Heimat war, Wohnen, Nachbarschaft, die Menschlichkeit des Abfalls, das könnte deutlich werden an denen, die keine Heimat mehr haben, obwohl sie nicht vertrieben worden sind.“ In den Abfälligen, die einer Gesellschaft abfällig werden, die von einer Gesellschaft abgefallen sind, das Erhabene zu suchen, manchmal auch zu finden, das sei Humor.

Diesen Humor hat Katja Lange-Müller. Sie beweist ihn in der Lebenspraxis, insofern sie eine beständig Abfällige unter Abfälligen ist. Mit 17 Jahren wurde sie von der Schule relegiert wegen unsozialistischen Verhaltens, danach war sie u.a. Hilfsschwester in geschlossenen psychiatrischen Frauenstationen, in der Charité, im Fachkrankenhaus für Neurologie und Psychiatrie Berlin-Herzberge. Katja Lange-Müller unterzeichnete die Petition gegen die Ausbürgerung von Wolf Biermann, wurde als Absolventin der Leipziger Schriftstellerschule, des Johannes-R. Becher-Instituts, zu einem einjährigen Studienaufenthalt in die Mongolei geschickt, um die nichtvorhandene mongolische Gegenwartsliteratur zu studieren usw. Humor beweist sie aber vor allem als Autorin, insofern sie Abfällige zum Gegenstand ihrer Texte macht, Außenseiter,

Versager, seit Beginn ihres Schreibens: 1986 in der Erzählung *Kaspar Mauser*, der Titel-Held ist „Adoptiefsohn einer Mulattin und eines Mestizen, schlitzäugiges Schlitzohr, sprachlos, schwarz, schwul, linkshändig und aus dem Osten“, oder 2000 im Roman *Die Letzten. Aufzeichnungen aus Udo Posbichs Druckerei*, einem privaten Kleinbetrieb in Ostberlin, dessen Personal aus Leuten besteht, für die die staatliche DDR-Volkswirtschaft keine Verwendung sonst findet. Der Roman *Böse Schafe*, 2007 erschienen, handelt von einem, der nach einem Raubüberfall 10 Jahre im Knast war, aber das Glück hat, eine Republikflüchtige im Westen zu treffen. Aus der Liebesgeschichte wird dann ein Erzählen gegen den Tod. Wie so oft auch bei Kleist, mit dem Katja Lange-Müller eine Vorliebe für die vorgeblich kleinen Formen, für Anekdoten und Novellen teilt, für die Gattungen, in denen einerseits die Wirklichkeit prismatisch zusammengedrängt wird und andererseits Platz ist für unerhörte Ereignisse in der Historie, für die Realität des Sonderfalls wie für den Sonderfall der Realität. Platz ist für Abfällige und Unruhestifter, ob in Ragusa, Locarno, Chili, Santo Domingo, Kohlhasenbrück oder eben heute in Berlin.

Es gibt viele gute Gründe, Katja Lange-Müller mit dem Kleist-Preis auszuzeichnen. Dass es heute endlich geschieht, verdankt sie, verdanken wir Nike Wagner, die trotz Festreden zum Wagner-Jahr und trotz ihres Wechsels von der Intendanz des Weimarer Kunstfestes zu der des Bonner Beethovenfestes die Kandidaten- und Bücherlisten der Kleist-Preis-Jury geprüft und eine so wunderbare Wahl getroffen hat. Damit haben Sie uns eine große Freude gemacht, liebe Nike Wagner. Dank schuldet die Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft auch der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck sowie dem Bund und den Ländern Berlin und Brandenburg für die seit Jahren zuverlässige und großzügige Förderung des Kleist-Preises. Dank weiterhin dafür, dass die finanzielle wie ideelle Unterstützung auch nach einem Jubeljahr wie 2011 unvermindert anhält, wie der Neubau des Kleist-Museums beweist oder die tatkräftige Hilfe des BKM bei den Überlegungen zur Gründung einer Kleist-Stiftung, die Kleist-Museum, Kleist-Gesellschaft und Kleist-Preis unter einem Dach vereinen und gleichzeitig in ihrer Selbständigkeit erhalten soll. Ich freue mich sehr, dass ich den Dank dafür heute persönlich adressieren kann, weil Frau Bienhüls (BKM Bonn), Frau Wagner (Berlin) und Frau Brückmann (Potsdam) heute unter uns sind. Dass der Kleist-Preis Dauer hat, liegt auch an scheinbar flüchtigen, weil zwei Stunden nur währenden Inszenierungen, die gleichwohl stets nachhaltig im Gedächtnis bleiben. Dank Ihrer Kunst, lieber Herr Peymann, und der Kunst der Schauspieler Margit Bendokat und Manfred Karge sowie der des Sonar-Quartetts. Nach der Preisverleihung dürfen wir weiterfeiern, in der Kantine des BE. Der Kiepenheuer & Witsch-Verlag gibt hier einen Empfang. Auch dafür herzlichen Dank an Helge Malchow und Olaf Petersenn, die ihr Autorin heute begleiten.